

Andreas Feichtinger

NANDINI

An den Toren der Erde



Roman

Nandini

Andreas Feichtinger
Nandini – An den Toren der Erde

© 2021 Andreas Feichtinger
Lektorat: Maria F. Anna
Umschlaggestaltung: »Dream Design Cover and Art«
Verlag: tofino Media

www.andreasfeichtinger.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation im Gesamtkatalog; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Andreas Feichtinger

Nandini
An den Toren der Erde

Roman



Das OM-Symbol besteht aus drei Kurven, einem Halbkreis und einem Punkt. Es symbolisiert die drei Bewusstseinszustände Wachen, Träumen und Tiefschlaf sowie das Höchste Bewusstsein *turiya*, den »vierten« Zustand.

Ich danke meiner Frau Maria
für ihre unermüdliche Unterstützung.
Nur durch ihre Hilfe konnte dieses Buch entstehen.

Ich danke unserem Kind,
das nie das Licht dieser Welt erblickte.
Es hat mich zu diesem Buch inspiriert.

Für meine Stiefkinder und Enkelkinder.

Buchbeschreibung

Wenn der Geist, der alle Wahrnehmung und Tätigkeit verursacht, still und bewegungslos geworden ist, verschwindet die Welt.

Ramana Maharshi

Nandini hat sich selbst verloren, sie spürt schon lange nicht mehr, wer sie wirklich ist. Ihre Freunde hat sie vor den Kopf gestoßen, finanziell ist sie am Ende und ausgerechnet an ihrem Geburtstag erfährt sie, wer ihre leibliche Mutter war. Entsetzt über ihre Herkunft rennt sie auf die Straße, ein Wagen erfasst sie, schwer verletzt fällt sie ins Koma.

In einer Zwischenwelt trifft sie auf Adinath, eine abenteuerliche Reise durch Licht und Dunkelheit, Triumph und Zweifel beginnt. Wird Nandini der Bedeutung ihres Namens gerecht werden und dem Ruf ihrer Seele folgen? Durchschaut sie den Sinn hinter all den menschlichen Dramen? Erkennt sie die wahre Aufgabe des Bösen und wird sie die Schleier um das Mysterium der Dualität lüften?

Ein Roman über die unendliche Kraft von Gleichmut, Vergebung und der inneren Mitte.

Über den Autor

Andreas Feichtinger, geboren 1958, lebt in Österreich, ist verheiratet und hat vier Stiefkinder. Neben seiner Tätigkeit in der Wirtschaft beschäftigte er sich seit Jahrzehnten mit Psychologie, speziell den Ansätzen der systemischen

Aufstellungsarbeit, CranioSacral-Therapie und NLP.
Selbsterforschung, Achtsamkeitsschulung, ein intensives
Auseinandersetzen mit Dr. Helen Schucmans „Ein Kurs in
Wundern“ sowie vergleichende Studien der großen
mystischen Traditionen und östlichen Weisheitslehren wie
den vedischen Schriften markieren seinen Lebensweg. Seit
seinem Übertritt in den Ruhestand 2019 widmet er sich dem
Schreiben von Romanen.

ERSTER TEIL

Brahman ist wirklich.
Die Welt ist unwirklich.
Dein Selbst ist Brahman.

Shankaracharya
Advaita Vedanta (»Ende des Wissens«)

•

Nichts Wirkliches kann bedroht werden.
Nichts Unwirkliches existiert.
Hierin liegt der Frieden Gottes.

Aus »Ein Kurs in Wundern«

•

Wir sind keine Menschen, die eine spirituelle Erfahrung
machen.
Wir sind spirituelle Wesen, die die Erfahrung machen,
Mensch zu sein.

Pierre Teilhard de Chardin

Prolog

»Ich führe dich.«

Überrascht drehte ich mich um und versuchte in der Dunkelheit zu erkennen, zu wem diese junge Stimme gehörte. Eine weibliche Gestalt löste sich von einem Holzverschlag und glitt auf einen Waldweg zu.

Ich nahm die Armbanduhr ab und legte sie mit dem Handy in den Landrover. Meine Augen schmerzten, vier Stunden Flug und sechs Stunden Fahrt hatten mich verbraucht. Die eisige Luft ließ mich frieren.

»Es ist nicht weit.« Das Mädchen schien meine Gedanken zu lesen.

Das Klacken der Zentralverriegelung war eindeutig zu laut in dieser Stille. Nochmals schaute ich zurück auf die Staubstraße, die sich in engen Serpentinien vom Tal bis hierher hochschraubte. Einmal mehr wunderte ich mich über diesen seltsamen Ort. Es war nur der Name eines Dorfes gewesen, der vor meinem geistigen Auge aufgeblitzt war. Keine Adresse, keine Koordinaten. Ein paar Augenblicke später der Zeitpunkt unserer Zusammenkunft. Sonst nichts.

Wie immer.

Ich suchte im Dunkeln nach den anderen, war aber offenkundig zu früh. Meine eingerosteten Gelenke schmerzten, ich streckte mich und folgte ihr.

Wir erklommen einen Pfad, der steil anstieg. Alle, die sich hier versammeln sollten, waren angehalten, die letzten Schritte zu Fuß zurückzulegen, schweigend, wie es das Ritual verlangte. Das Mädchen ging für mein Alter etwas zu schnell und war bald im Schatten des Waldes verschwunden. So war ich einmal mehr gezwungen, meiner Intuition zu folgen. Zwanzig Minuten später war ich am Gipfelkreuz angelangt.

»Warte hier«, rief die junge Frau. »Ich sperre von innen auf.«

Ich sah mich um, weit und breit gab es nichts aufzusperren.

»Hier bin ich.« Ihre Stimme schien aus allen Richtungen zu kommen.

Wieder einmal war ich zu sehr nach außen orientiert, ich schloss die Augen, richtete meine Aufmerksamkeit nach innen, sprach mein persönliches Mantra. Mit den Händen formte ich mein Kraftzeichen, mein drittes Auge öffnete sich. Jetzt stand sie vor mir, groß und prächtig. Dort, wo soeben noch das wuchtige Gipfelkreuz mit seinen Stahlseilen gegen den Sturm gestanden war, erhob sich majestätisch unsere Kirche. Die hohen Fenster waren wie immer erleuchtet.

Das Mädchen verschwand im Nebeneingang, nach wenigen Augenblicken hörte ich das Rasseln des Schlosses. Knarrend öffnete sich das Tor, warmes Licht warf Muster auf die Stufen, die hinauf zum Haupteingang führten. Der Schein von einhundertvierundvierzig Kerzen, eine für jeden von uns.

»Sie werden gleich da sein.« Die junge Frau deutete eine Verbeugung an und lief denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich nutzte diesen Moment des Alleinseins und betrat das Hauptschiff. Wie liebte ich den Duft von warmem Wachs. Jedes Mal beeindruckte mich die Schlichtheit unserer Kirche aufs Neue. Der Altar war aus Ebenholz geschnitzt und formte ein Schwert und einen Bogen mit Pfeil. Ich blickte empor zum Gewölbe mit seinen Fresken, sofort erfasste mich wieder die Magie der Symbole hinter den üppigen Darstellungen der zwölf Tierkreiszeichen. Langsam durchschritt ich den Mittelgang und vertiefte mich für einige Momente in jede der Seitenkapellen mit ihren Signa für

jedes Zeitalter. Vorne, direkt unter der Kuppel, sah ich sie dann. Einhundertvierundvierzig Stühle mit rotem Samt bezogen, aufgestellt in zwölf Reihen. Nein. Ein Platz war in Weiß.

Der Grund unseres Treffens, geliebter Bruder. Ihre Gedanken erreichten mich vom Portal.

Ich wandte mich um, mit weit geöffneten Armen eilten wir aufeinander zu und umarmten uns. *Ich grüße das Licht in dir, meine Schwester.*

Nach und nach trafen alle ein, die Plätze füllten sich. Jeder schwieg und hielt seine Aufmerksamkeit nach innen gerichtet. Nur der Stuhl in Weiß blieb leer. Eine Stunde verharrten wir im Schweigen.

Um Mitternacht erhob sich die Auserwählte. Sie schritt auf den Altar zu, sank auf die Knie und verneigte sich vor den Insignien unserer Gemeinschaft. Dann stand sie auf und drehte sich zu uns. »Schwester Saella wird nicht wieder kommen. Sie hat ihren Körper abgelegt, ihre Arbeit auf Erden ist getan.«

Wir wussten, was dies bedeutete.

»Ich hatte gehofft, euch ihre Nachfolgerin vorstellen zu können«, fuhr die Auserwählte fort. »Doch Aischa ist uns leider verloren gegangen.«

Ein Raunen ging durch die Reihen.

»Unsere Zeiten werden dunkler, meine geliebten Brüder und Schwestern.« Die Stimme der Auserwählten war leiser geworden. »Kriege, Terror und Naturkatastrophen nehmen zu, wie ihr wisst. Die Erde braucht uns. Wir wollen darauf vertrauen, dass ein Mann oder eine Frau den Weg zu uns finden wird, um Schwester Saellas Platz einzunehmen.«

Wir verharrten in tiefem Schweigen.

Sie wandte sich zu Schwert, Bogen und Pfeil, kniete erneut nieder und berührte mit den Lippen den Boden. Dann stand

sie auf, schritt auf ihren Platz zurück und setzte sich.

Bis in die Morgenstunden saßen wir still und baten um Segen für Mutter Erde. Dann, so lautlos, wie wir gekommen waren, erhoben wir uns und verließen diesen geheiligten Ort. Viele wandten sich wie ich noch einmal um, die Kerzen waren erloschen, das Tor geschlossen. Ich richtete meine Sinne nach außen und sah wieder das wuchtige Gipfelkreuz.

Schweigend machten wir uns auf den Weg dorthin, von wo wir aufgebrochen waren. Der chinesische Chirurg in seine Klinik, in der er sein Skalpell dem Arzt neben sich übergeben hatte. Der afrikanische Geschäftsmann zu seinem Kunden, bei dem er mitten in einer Verhandlung aufgestanden und zum Flughafen geeilt war. Die dänische Lehrerin zurück in den Turnsaal, wo sie das Fußballspiel abgepfiffen und ihre verdutzten Schüler nach Hause geschickt hatte. Das deutsche Freudenmädchen in ihre Dachkammer, wo sie sich aus den Armen ihres Freiers entschuldigte. Sie alle waren, wie ich, dem inneren Ruf hierher gefolgt, wissend, dass es keinen Aufschub gab. Die Balance der Erde lag in unseren Händen.

Man sagt, es wäre nie ein Bruder oder eine Schwester einem Treffen fern geblieben. Keinem einzigen seit mehr als fünfundzwanzigtausend Jahren.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, welche Aufgabe mir zuteilwerden würde. Der Ruf ereilte mich Wochen später, ich war tief in meine Meditation versunken. Es sollten mir Einblicke in ihr bisheriges Leben aber auch in ihren weiteren Weg gewährt werden, ohne einzugreifen. Das war Bedingung.

Jetzt, wo ich einen Punkt hinter den letzten Satz meiner Niederschrift setze, muss ich lächeln und doch ist in mir eine tiefe Traurigkeit. Eine gewisse Schwermut, weil ich sie ziehen lassen muss, ein Lächeln, weil ich staune, welch

gewaltiger Packen Papier es geworden ist. Dabei hatte ich nie die Absicht, so etwas wie dies zu schreiben. Ich fühlte es eher als zwingende Kraft, die mir gewährten Sichten festzuhalten, eine *heilige Besessenheit*, ihre Geschichte aufzuschreiben.

Ich blicke aus dem Fenster meiner Klause und frage mich: Wo weilst du mittlerweile, Nandini? So viel von dem, was du erlebt hast, ähnelt meinem Leben. Du lieber Himmel! Dein Leben? Mein Leben? Ist es nicht dasselbe? Sehe ich Berge, Flüsse und Seen schon wieder als etwas von mir Getrenntes? Ich denke, es wird Zeit, wieder in die Stille zu gehen. Meine Erinnerungen haben es einmal mehr geschafft, mich in den Schleiern der Illusionen zu verlieren. Klarheit und Gewissheit, diese werden mir dabei helfen, mich zu erinnern: Wer ich vor meinen Gedanken und Gefühlen immer schon gewesen bin.

Wir werden uns begegnen, Nandini. Mögest du mit deinem Licht allen Suchenden den Weg leuchten.

Bruder Konrad

An einem lauen Septemberabend in den Bergen Aragons

Kapitel 1

Klosterneuburg 2005

»Verpisst euch! Lasst mich in Ruhe!« Mit einem Knall fiel die Türe hinter ihr ins Schloss. »Fahrt doch zur Hölle!«

Reitgerte und Helm flogen gegen die Wand und krachten mit dem Foto ihrer Geschwister zu Boden. Ihre Wangen glühten vor Zorn. Sie hatte die Zähne zusammen gebissen, um ihre Tränen zu verbergen, jetzt aber brachen alle Dämme. »Ich hasse euch!«

*»Kringel, mit den roten Locken,
Sommersprossen, Nabelspeck,
hoch zu Ross mit Stinkesocken,
Katzenmist und Hundedreck.«*

Nandini schoss zum Fenster und riss die Flügel zu. Dort unten standen sie und hielten sich die Bäuche vor Lachen.

*»Kringel auf dem Apfelbaum,
Pflegt das Hörnchen und die Eule
Katz` und Frosch im Hosensaum.
Sterben sie, wird sie zur Heule.«*

Sie fetzte die Rollos hinunter, hechtete zur Zimmertür und tastete nach dem Schlüssel. »Mist.« Susan musste ihn versteckt haben. Erst vor Kurzem hatte sie sich geweigert, ihr Zimmer zu öffnen, war tagelang vom Unterricht fern geblieben und ließ die Mahlzeiten auf dem Esstisch verkommen. Das hatte sie nun davon.

Wie satt sie es hatte. Sie warf sich aufs Bett. Warum wurde sie ständig wegen ihres Aussehens verspottet? Wieso

verhöhnten ihre Geschwister sie, wenn sie Rosenstolz etwas ins Ohr flüsterte, Katzen aus den Bäumen rettete oder Frösche zum Teich dirigierte? Warum äfften sie alle nach, sobald sie im Garten tanzte, auf einem Bein die Treppe auf und ab hüpfte oder mit Emmanuel sprach?

»Nandini führt schon wieder Selbstgespräche.« Nicht nur ihre Kameraden aus der Klasse schüttelten den Kopf, auch manche Lehrer rieben sich das Kinn, wenn sie sich zuflüsterten: »Dieses Kind! Nandini ist anders als die Anderen.«

Sie schob sich hoch, trat zur Wand und drehte den Spiegel zu sich. Zugegeben, für ihr Alter war sie zu klein geraten. Mit den Fingern walkte sie ihre Speckröllchen. »Du fettes Ekel!« Wie sie sich dafür hasste! Auch für die fülligen Schenkel in den immer zu kurzen Hosen. Und erst diese grässlichen Pullis! Aber was sollte sie tun? Alle hier waren gezwungen, Kleidung aus zweiter Hand zu tragen. »Nein, Mutter. Das ist Mode von vorgestern!«, hatte sie am Vorabend gerufen und sich geweigert, diese alten Klamotten anzuziehen. »Sei froh, dass du lebst!« Immer dieselbe Leier von Susan. »Nimm es, sonst ist Rosenstolz gestrichen!« Ständig wurde sie mit ihrem Pony erpresst. Vergeblich hatte sie versucht, wenigstens die zweitschönste Jacke aus den Spendenkartons für das Waisenhaus zu ergattern. Dieses scheußliche Ding mit dem Blumenmuster, wie sie darin aussah!

Am schlimmsten aber empfand sie ihr rotes Strubbelhaar und diese entsetzlichen Sommersprossen. Ihre Frisur mit den wie Finger nach oben ragenden Haarbüscheln brachte ihr den Spitznamen *Kringel* ein. Der Heimweg von der Schule wurde zum Spießrutenlauf, wenn ihre Geschwister hinter ihr herjagten und ihr diesen verhassten Namen nachjohlten. Wie oft war sie deswegen mit Rotz und Tränen in ihrem Zimmer gesessen oder aus ihrem Schlaf

hochgefahren, um den Rest der Nacht in ihren Träumen auf ihre Brüder und Schwestern einzuschlagen.

Ihr tränennasser Blick glitt über ihr Gesicht. Das Einzige, was sie an sich mochte, war das Vergissmeinnichtblau ihrer Augen. Auf die war sie stolz, ja, diese liebte sie. Wie ihren Namen. Nandini. Das klang schön, hatte etwas Weiches. Sie griff nach dem Tischtuch und wickelte es um den unteren Teil des Spiegels. Ein letzter Knoten, jetzt konnte sie ihn betrachten, den kleinen Ausschnitt, der nur ihre Augen verriet. Endlich. Sie versank in den eigenen Seen tiefen Wassers.

*»Kringel, mit den roten Locken,
Sommersprossen, Nabelspeck ...«*

»Haut ab!« Sie preschte zur Tür und riss sie auf.

»Verschwindet!«

Vor der Tür standen Kurt, Georg, Maria und Eva. Sie machten auf dem Absatz kehrt und rasten die Treppe hinunter.

Nandini schlug die Tür hinter ihnen zu. Das war zu viel. Sie musste abtauchen in ihre Welt, die freundlicher war als die Wirklichkeit da draußen. Sie klemmte den Stuhl unter die Klinke, eilte zum Fenster und zog die Vorhänge zu. Jetzt war der Raum in warmes Orange getaucht, alle Gemeinheiten aus ihrem Reich verbannt. Vor dem Bett kniete sie nieder und schob Bücher, Pullis und Socken beiseite. Andächtig, als ob es etwas Heiliges wäre, zog sie ihre Ledermappe mit den Zeichnungen hervor. Sie angelte nach der Schatulle mit den Stiften. Das war ihr Geheimnis, war ihr Trost. All diese Farben, der Geruch des Papiers öffneten Tore zu ihren wahren Welten. Zärtlich strich sie mit den Fingern über die Mappe, erfuhr das raue Leder, erinnerte sich, wie sie den fleckigen Einband in einer Mülltonne vor dem

Wirtschaftsgebäude entdeckt hatte. Immer wieder verbarg sich dort unnütz Gewordenes, sie angelte es hervor, dann schummelte sie sich mit ihrer Beute in ihr Zimmer und versteckte alles unter ihrem Bett. Sie schloss die Augen, blähte die Nasenflügel und roch an dem gegerbten Leder. Diese brüchige Mappe, ja, das war das Kostbarste, das sie je gefunden hatte.

Seufzend zog sie eine Zeichnung nach der anderen aus dem Ledereinband. Jede stellte eine Szene dar, in der Lily ein Abenteuer bewältigte. In ihrer Fantasie ließ sie ihre Heldin über Regenbogen flüchten, Brücken durch die Himmel bauen oder die Zeit zurückdrehen. Es gab keine noch so brenzlige Lage, aus der Lily nicht mit List und Geschick entkommen konnte. Wie stolz sie auf ihre Zeichnungen war. Wie viele Nächte war sie über ihre Entwürfe gebeugt gesessen, um Lilys Erscheinung mit ihrem inneren Bild in Einklang zu bringen. Dutzende Skizzen landeten im Papierkorb, den sie am Morgen, bevor die anderen wach wurden, zu den Mülltonnen brachte und unter weggeworfenes Zeug stopfte. Denn eines hatte sie sich geschworen: Niemand sollte Lily und ihre geheime Welt jemals zu Gesicht bekommen.

»Helft mir!« Nandini rotzte in ihr Shirt. »Lily! Emmanuel! Bitte holt mich hier raus.« Sie bat Emmanuel oft um Hilfe, schließlich war er ihr Schutzengel. Immer war er da, wenn sie Rat suchte, doch heute flehte sie ihn an: »Nimm mich fort von hier.«

»Ich bin hinter dir!«

Wieder hatte sie das Gefühl, seine Arme zu spüren. Sie schloss die Augen, übergab sich seiner Führung. Ohne nachzudenken, sprang sie hoch, ihr Innerstes verschmolz mit den Echos aus anderen Dimensionen. Ihr Körper begann sich zu winden, vollführte erst eine, dann eine zweite Drehung. Sie beugte sich, trippelte vor und zurück, ihre

Bewegungen wurden fließender, spürte, wie sich ihre Verzweiflung in Ruhe verwandelte. Das innere Schwarz verzauberte sich in Weiß, danach in goldenes Licht. Immer kraftvoller drehte sie sich, zu Musik, die unhörbar war für irdische Ohren. Sie tanzte, wurde getanzt, gab sich hin, fühlte sich leicht, voller Würde, war aufgeregt und dennoch ruhig. Für alle Ewigkeiten dort verweilen zu dürfen: Das war ihre tiefste Sehnsucht.

Ein Rütteln an der Tür riss sie aus ihrer Welt. »Mach die Tür auf! Das Essen wird kalt!«

Nandini erstarrte. Susan stand vor der Tür. Ihr inneres Zuhause zerstob wie welke Blätter im Herbstwind. Sie biss sich auf die Lippen und überlegte, ob sie nicht antworten sollte. Doch da war die Erinnerung an das letzte Mal, als sie nach Tagen wieder am Esstisch Platz genommen hatte. Zum Abendbrot, das zu einem Gefecht des Schweigens und verstohlener Blicke verkommen war.

Sie kapitulierte. »Ich komme gleich.«

»Beeilung, alle warten auf dich.«

Verloren verstaute Nandini ihre Zeichnungen unter dem Bett, verstreute Pullis, Socken und Hosen, um die gewohnte Unordnung wieder herzustellen. Ein Blick in den Spiegel ließ sie die Tränen von den Wangen wischen und die Haare richten. »Völlig sinnlos!« Sie zeigte sich selbst die Zunge, entfernte den Stuhl unter der Türklinke und trottete mit hängendem Kopf, ihre Seele im Schlepptau, zum Esszimmer.

Schweigen ergriff den Raum, als sie eintrat. Alle Geschwister starrten auf ihre Teller und schlürften ihre Suppe. Sie schob sich auf ihren Platz, tat so, als hätte sie die unausgesprochene Rüge nicht bemerkt, die im Raum hing wie dichter Nebel. Ihre Ziehmutter saß am Kopf des Tisches. Ihre hagere Gestalt mit dem etwas zu langen Hals, der kantige Schädel und das graue, streng nach hinten gekämmte Haar erinnerten sie immer an einen Geier. Ihre

Gesichtszüge waren hart und unnahbar. Ihr Blick glitt hinab zu Susans Händen. Sie hatte schöne, schlanke Finger, die stets gepflegt waren. *Einmal nur gehalten werden*, dachte Nandini. *Mam spüren*. Ein Bild schob sich vor ihr inneres Auge, in dem sie von Mama liebevoll umarmt und gestreichelt wurde. Ein Rieseln lief durch ihre Wirbelsäule. Sie sah hoch, begegnete Susans Blick. War da ein verstecktes Lächeln?

Nandini richtete sich auf. Es war einer der Momente, in denen sie sich am liebsten an den Hals ihrer Ziehmutter geworfen hätte. Sich ausweinen, so lange, bis alles Unerlöste erlöst, alles Unausgesprochene ausgesprochen war. Die tiefe Sehnsucht nach ihrer Mutter öffnete ihr Herz und schnürte ihr die Kehle zu.

»Du riechst nach Reitstall, Nandini.« Wieder diese Kälte in Susans Augen. »Wasch dich, bevor du zu Tisch kommst. Hast du mich verstanden?«

Die Rüge traf sie wie ein eiskalter Guss. »Ja, Mutter.«

»Kurt, Georg, Maria und du, Eva.« Susans Stimme schnitt wie ein Messer durch den Raum. »Lasst Nandini in Ruhe und hört mit euren Hänseleien auf. Sonst droht Hausarrest.«

Georg strich sich seine geölte Locke aus dem Gesicht. »Aber sie hat doch ...«

»Kein Wort mehr.«

Alle starrten betroffen auf ihre Teller und löffelten schneller als zuvor.

Susan suchte Nandinis Blick und nickte.

Nandini schluckte. Es war das erste Mal, dass Mutter für sie Partei ergriffen hatte. *Wenigstens das*, dachte sie. *Endlich ist sie einmal auf meiner Seite*.

Kurt neben ihr hatte seinen Ellbogen an ihre Lende herangeschoben. Er holte aus und hieb zu. Der Schmerz fuhr Nandini bis in den Schädel. Sie biss die Zähne

zusammen, streckte ihr Bein und trat mit dem Absatz in sein Schienbein.

»Kotzbrocken«, presste Kurt hervor, seine Finger verkrallten sich im Tischtuch.

Aus den Augenwinkeln versuchte Nandini zu erkennen, ob Susan etwas mitbekommen hatte. Diese rührte schweigend in ihrem Teller und hielt den Kopf gesenkt.

Nandini grinste. Erst jetzt merkte sie, wie sie sich an ihre Serviette klammerte. Sie löste den Griff, strich das Papier glatt, nahm den Löffel zur Hand und begann, ihren Namen in die Suppe zu schreiben.

Kapitel 2

Sechs Jahre später

Der Duft von frisch gebackenem Brot durchzog das Haus. Nandini lugte um die Ecke. Das Esszimmer war hell erleuchtet, der Tisch festlich gedeckt. Susan hatte zu ihren achtzehnten Geburtstag das beste Geschirr auftragen lassen, Kristallgläser und Stoffservietten unterstrichen den feierlichen Rahmen.

Sie schlich zurück in ihr Zimmer und schloss leise die Tür. Gleich würden ihre Geschwister und die gut gemeinten Ratschläge ihrer Ziehmutter über sie herfallen, außerdem mochte sie es nicht, im Mittelpunkt zu stehen. Ein letzter Blick in den Spiegel. Seit sie Yoga praktizierte, kleidete sie sich in Pluderhosen und übergroßen Shirts. Wie sie ihre Brüder und Schwestern kannte, konnte sie sich auf Gemeinheiten und spitze Bemerkungen über ihre Erscheinung gefasst machen. Hektisch löste sie den Schal und wickelte ihn neu, um ihren Busen zu kaschieren.

Am Gang wurden Stimmen hörbar.

Nandini drehte sich zu den Kartons, die zur Abreise am nächsten Tag bereitstanden. Vier von ihnen enthielten die Mappen mit den unzähligen Bildergeschichten mit Lily, die sich über die Jahre zu ihrem persönlichen Tagebuch entwickelt hatten. Ihrer kleinen Heldin hatte sie all ihre Sorgen, Konflikte und Sehnsüchte anvertraut, daher hielt sie seit Tagen ihr Zimmer verschlossen, um sie alleine zu verpacken.

Sie überprüfte noch einmal, ob die Klebebänder hielten, horchte, ob jemand am Flur war, dann schnappte sie sich eine warme Decke, schlich sich aus dem Raum, nahm die andere Treppe und verließ das Haus durch den

Hintereingang. Sie musste zu ihrem Kraftplatz im Garten, um ihre Gedanken zu ordnen.

Der Stein unter den Bäumen war ihr zum Freund geworden in all den Jahren, die sich in der Zeit verloren hatten. Der Herbst hatte seine schönsten Farben ausgepackt, ein kalter Wind trieb Berge von Blättern vor sich her. Wie oft war sie hier gesessen und hatte mit Mam und Pa gesprochen. »Warum dieser Unfall? Wie konnte es sein, dass nur ich überlebt habe?« Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen. »Mam, Pa«, flüsterte sie, »gebt mir bitte Kraft und Mut.« Noch einmal glitten ihre Augen über jedes Detail dieses Gartens, den sie so lieb gewonnen hatte.

Das Knirschen von Schritten ließ sie hochfahren. Susan kam auf sie zu, zwei Gläser in der Hand.

»Da bist du ja.« Ihr Blick war streng, beinahe prüfend, als ob sie sich fragte, ob ihr Pflegekind reif genug war, in die Welt entlassen zu werden.

Ihr Atem wurde kürzer. Nach so vielen Jahren wurden ihre Handflächen immer noch feucht, wenn ihre Ziehmutter auftauchte.

»Ich habe soeben mit Doktor Clement Details besprochen, was Rosenstolz betrifft.« Susans Tonfall war sanfter als erwartet. »Es sieht gut aus. Darauf stoßen wir an, was meinst du?«

»Oh Mam, danke!« Nandini stand auf und nahm das Weinglas. »Das ist echt cool! Wann kann er nachkommen?«

Susan lächelte. »Immer wenn du dich freust, nennst du mich *Mam*. Sonst bin ich für dich *Mutter*. Fällt dir das auf?« Ohne auf Nandinis Frage einzugehen, hakte sie sich bei ihr unter und zog sie den Kiesweg entlang. »Du wirst dir dein Geld einteilen müssen, als Floristin verdienst du anfangs nicht viel. Die Miete, das Handy und jetzt die Einstellgebühr. Da bleibt dir kein Spielraum, Kind.«

Nandini schluckte. Das wusste sie selbst, sie konnte rechnen. Doch ohne Rosenstolz war ein Leben in einer so großen Stadt undenkbar.

»Aber um deine Frage zu beantworten«, fuhr Susan fort. »Ab Jänner, in knapp sechs Wochen. Diese Zeit wirst du ohnehin brauchen, um dich in der Gärtnerei einzuarbeiten.«

»Ja, Mam, das ist mir klar.« Sie legte Entschlossenheit in ihre Stimme, um erwachsen zu wirken.

Susan bog mit ihr in einen Seitenweg. »Hast du mit Doktor Clement schon über den letzten Kaufpreis gesprochen?«

»Ja, habe ich. Ich bekomme Rosenstolz fast geschenkt. Zweihundert Euro. Er hat mir nur das Versprechen abgenommen, gut auf ihn aufzupassen. Ehrlich, Mam, hast du da die Finger im Spiel gehabt?«

Susans Gesicht wurde ernst. »Nein. Ich vermute, sein Sohn steckt dahinter. Er hat wohl einen Narren an dir gefressen. Aber jetzt ist das ohnehin kein Thema, wo du abreist.«

»Paul?« Nandini spürte, wie sie errötete. »Einen Narren gefressen? An mir?«

Susan blieb stehen. »Schlag dir das gleich wieder aus dem Kopf, mit dreißig ist er zu alt für dich. Denk an deine Zukunft!« Sie ging langsam weiter. »Dann müssen wir uns nur noch um den Transport kümmern.«

»Oh ja, der Transport.« Sie zupfte Susan am Arm. »Mam?«

»Ja?«

Nandini suchte nach den richtigen Worten. »Hab ich dir jemals danke gesagt, dass du mir Rosenstolz ermöglicht hast?«

Susan schien zu überlegen. »Du hast immer vor dich hingeträumt, Nandini«, sagte sie endlich. »Stets warst du mit deinen Gedanken irgendwo, nur nicht dort, wo man dich gebraucht hätte. Es war sicher Zufall, dass uns Doktor Clement genau in dieser Zeit das Angebot gemacht hat,

dass einer von euch auf Rosenstolz reiten darf. Ich weiß bis heute nicht, warum, vielleicht wollte er etwas Gutes tun oder seine Pferde mussten bewegt werden.«

»Das wusste ich gar nicht.«

Susan zuckte mit den Schultern. »Nein, aber mir war damals sofort klar, dass das eine Chance war, dich mit den Füßen auf die Erde zu bringen. Die Arbeit mit Tieren erfordert Disziplin.« Sie lächelte. »Also musste ich mir etwas einfallen lassen, wie ich dich dazu bringen konnte, reiten zu lernen.«

»Dir etwas einfallen lassen?«

»Ja. Du hattest zwar immer schon eine Liebe für die Tierwelt, aber für Rosenstolz die Verantwortung zu übernehmen, ihn regelmäßig zu bewegen und das ganze Reitzug in Ordnung zu halten, das habe ich dir zu dieser Zeit, verzeih mir, nicht zugetraut.«

Nandini blickte zu Boden. »Ich glaube, damit hattest du damals wohl recht.«

»Aber ich wusste auch, wie neugierig du immer warst«, fuhr Susan fort. »Keine versperrten Kästen, keine zugeklebten Kuverts, die du nicht heimlich geöffnet hast.«

»Mam!« Nandinis Ohren begannen zu glühen.

»Lass es gut sein. Ich habe Doktor Clements Angebot in einen Umschlag gesteckt und verschlossen auf den Küchentisch gelegt. Dann schrieb ich deinen Namen darauf und habe ihn gleich wieder durchgestrichen, um ihn durch einen anderen zu ersetzen.«

»Mist!« Nandini wusste, wie es danach weiterging.

»Ja. So konnte ich sicher sein, dass du aus der Haut fahren und dein Recht einfordern würdest, Rosenstolz reiten zu dürfen.« Susan blieb stehen und sah sie an.

»Oh Mam, ist mir das peinlich!«

Ihre Ziehmutter drehte sich um und schlenderte weiter.
»Habe ich ...« Sie blickte über ihre Schulter, jetzt schien sie

nach Worten zu suchen. »Habe ich dir jemals gesagt, wie stolz ich auf dich war, wie rasch du diese Kunststücke auf Rosenstolz vollführen konntest, mein Kind?« Sie kam auf sie zu und legte ihr die Hand auf den Arm.

Nandini starrte sie an und schluckte. Wie hatte sie sich jahrelang nach Lob und einer Geste der Liebe von ihrer Ziehmutter geseht. Doch in diesem Moment war sie nicht in der Lage, Susans Worte in ihr Herz zu lassen. »Ach ja, beim Voltigieren«, sagte sie schnell und drehte sich weg. »Du meinst die Schere und den Spagat.« Die plötzliche Nähe war ihr unerträglich.

»Ja.« Susan zog die Hand zurück, ihre Stimme war mit einem Schlag rau. Schneller als zuvor ging sie auf das Wohnhaus zu. »Schere und Spagat, so heißen sie.«

Nandini schlich ihr verdattert nach.

Kurz vor dem Eingang hielt Susan inne. Sie angelte umständlich ein Kuvert aus ihrem Mantel und reichte es ihr. »Ein Geschenk für dich. Alles Gute zum Geburtstag.«

»Danke.« Nandini nahm den Umschlag. »Ein Brief?« Susan nickte.

Nandini blickte auf die Adresse.

Frau Nandini Birago
c/o Kinderheim »Hainhausen«
Ulmenweg 28, 3400 Klosterneuburg

Sie drehte den Brief um, als Absender stand in kunstvoll geschwungenen Lettern:

Kunstakademie Salzburg

»Was ist das?«

»Mach ihn auf.«

Nandini öffnete den Umschlag, zog ein Schreiben hervor und begann zu lesen.

Sehr geehrte Frau Birago,

nach Durchsicht Ihrer uns zugesandten Bilder hat unsere Kommission beschlossen, Sie ab dem kommenden Sommersemester zur Meisterklasse »Schule der Gestaltung« zuzulassen. Wir beglückwünschen Sie zu ihren ausdrucksstarken Arbeiten und freuen uns, Sie im Kreise unserer Nachwuchskünstler begrüßen zu dürfen.

Bitte nehmen Sie zwecks Abklärung weiterer Details Kontakt mit unserem Sekretariat auf.

Nandini spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. »Was um Himmels willen soll das? Hast du in meinen Sachen gekramt?«

Susan starrte sie mit aufgerissenen Augen an. »Nein! Wie kommst du darauf?«

»Aber woher weißt du von meinen Zeichnungen?«

»Gott behüte. Du hast sie jahrelang in den Mülltonnen vergraben, da habe ich sie wieder herausgezogen und gesammelt. Stück für Stück. Eine Auswahl daraus hab ich an die Akademie gesandt.«

»Du hast was?«

»Ich dachte, ich mache dir damit eine Freude.«

»Du hättest mich wenigstens fragen können.« Nandini wurde schwindlig, sie schnappte nach Luft. »Du hattest nicht das Recht dazu, Mutter! Du hasst ... das ist ...« Sie zerknüllte den Brief, schleuderte das Glas auf den Boden und rannte ins Haus.

Nandini wagte nicht, das Licht in ihrem Zimmer anzudrehen. Vor ihr standen die Kartons mit den Scherben ihrer innigst gehüteten Welt. Sie sank auf ihr Bett und vergrub das Gesicht in den Händen. Was alles hatte Susan zu Gesicht bekommen?

Ihre Gedanken fühlten sich an wie klebriger Honig. Ihre Ziehmutter hatte ihre Zeichnungen nach Salzburg geschickt. Wer wusste noch von Lily, ihren Sorgen und Sehnsüchten? Ihre Hände waren schweißnass. Wie nackt sie sich fühlte, wie auf einem Präsentierteller vorgeführt. Sie angelte nach einer Decke und schlich zur Tür. *Weg, nur weg von hier.*

Draußen im Korridor hörte sie hektisches Flüstern, Susan scheuchte ihre Geschwister auf die Zimmer.

»Du lieber Himmel!« Ihr Herz raste. Wussten etwa auch ihre Brüder und Schwestern von den Zeichnungen? Doch nein, sie hätten sie mit diesem Wissen an die Wand genagelt. Das konnte sie ausschließen.

Sie legte das Ohr an die Tür, horchte, bis es still war, und griff zur Türklinke. Ein Klopfen ließ sie mitten in der Bewegung innehalten. Der Schlüssel war an seinem Platz. Unter der Tür sah sie Licht aber auch einen Schatten. Wer immer vor ihrem Zimmer stand, hätte eintreten können.

»Nandini?« Es war Susan.

Sie schwieg.

Ihre Ziehmutter klopfte ein zweites Mal. »Nandini? Wir sollten reden.«

Nandini bebte. *Nein!*, schrie sie innerlich. Einem Blitz gleich nahm eine geheimnisvolle Kraft von ihr Besitz, wirbelte ihren Körper herum, die Hände streckten sich zur Zimmertür. Sie spürte, wie schwarzes Licht aus der Mitte ihrer Handflächen in Richtung ihrer Mutter schoss. »Was willst du reden?«, schrie sie. »Es gibt nichts mehr zwischen uns! Gar nichts. Geh und lass mich in Frieden!«

Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bis sich die Schritte ihrer Ziehmutter entfernten. Funken von Lust und Triumph blitzten in ihr auf. In ihrem Inneren, weit unten in einer dunklen Ecke, gab es einen Schatten, der diesen Moment mit geifernden Lefzen einsaugte. Fast zärtlich legte er den Fehltritt, dessen Susan sich schuldig gemacht hatte, in eine

Schatulle, zu all den anderen Verletzungen, um daraus ein Geschoss zu formen. Eine Kugel, um sie abzufeuern. Auf die Welt. Oder auf sich selbst.

Bleierne Schwere schob sich über ihr Inneres, das Bild verschwand.

Ihr war speiübel. Sie fühlte sich wie eine Fremde in einem wächsernen Körper. Nacken, Kiefer und Handgelenke glühten vor Schmerz, sie versuchte, durchzuatmen. Weg, nur weg von hier.

Sie brauchte kein Licht, um zum Reitstall zu finden. Die Umrisse mehrerer Pferde hoben sich gegen das Dunkel der Dämmerung ab. Leise piffte sie ihre drei Töne, um Rosenstolz zu rufen. Sofort kam Bewegung in das Rudel, ein Schatten löste sich und kam auf sie zu. »Komm her, mein Prinz!«, flüsterte sie und öffnete die Arme. Doch wenige Meter vor ihr stoppte Rosenstolz, blähte die Nüstern und stieg hoch. Beide Vorderbeine ruderten in der Luft, die Hufe donnerten zu Boden, Rosenstolz fegte zur Seite, schlug mit den Hinterbeinen aus und galoppierte wiehernd davon. Die anderen Pferde stoben in alle Richtungen auseinander. Nandini beobachtete entsetzt dieses Schauspiel, so etwas hatte sie noch nie erlebt.

»Eine Glanzleistung!« Jemand hinter ihr applaudierte.

Sie fuhr herum.

Paul musterte sie mit besorgtem Blick.

»Mit oder ohne?«

»Mit.«

Eine verstaubte Glühbirne tauchte den Sattelraum in gedämpftes Licht. Paul stellte eine Zuckerdose und zwei Tassen auf den Amboss. »Setz dich.« Er schob sich auf die Holzbank.

Sie ließ sich ihm gegenüber nieder, Paul langte nach einer Thermoskanne und goss Tee in beide Schalen.

»Heiß, gib acht.« Er nahm seine Tasse, blies in sie hinein und blickte sie an. »Und?«

Ihre Gedanken rasten. Er wollte sicher wissen, warum sie sich um diese Zeit hier herumtrieb. »Also«, sagte sie und nestelte an ihrer Bluse. »Weil ich morgen abreise und Rosenstolz erst in ein paar Wochen wiedersehe ... Ach ja, danke, dass ich ihn so günstig haben kann. Hab ich das dir zu verdanken?« Wie hoffte sie, das Thema wechseln zu können.

Paul zuckte nur mit den Schultern und nippte an seinem Tee.

»Okay, also, da dachte ich, oder besser, da kam in mir so eine tiefe Sehnsucht hoch, du weißt ja, wie lieb ich Rosenstolz habe, und bis Jänner, das ist eine lange Zeit ...«

»Zoff mit Susan?« Er stellte die Tasse ab.

»Nein, überhaupt nicht.« Sie räusperte sich. »Ich wollte ihm nur einen Apfel bringen, morgen wird es hektisch, da kann es sein, dass ich keine Gelegenheit mehr dazu habe.«

»Warum zittern deine Hände?«

»Tun sie nicht.« Sie schob sie unter ihre Pobacken.

»So richtigen Stunk, hm?« Paul stand auf, griff ins Regal und holte eine Keksdose hervor. »Sind nicht mehr jung, aber was Besseres gibt`s hier nicht. Nimm.«

Sie langte nach einem Lebkuchen und verschlang ihn auf einen Sitz. Erst jetzt merkte sie, wie hungrig sie war.

»Mein alter Herr kennt Susan schon eine ganze Weile«, brummte Paul und fischte sich gleichfalls einen Keks aus der Dose. »Wahrscheinlich sind es zwanzig Jahre oder so, vielleicht mehr. Er meint, sie sei hart, aber herzlich.«

Nandini befeuchtete ihren Finger und las jeden Brösel vom Tisch auf. »Hart ja, herzlich nein.«

»Soll aber eine gute Frau sein, deine Mutter.«